

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

„Sie sind also Fräulein Minka?“ fragte Thekla. „So habe ich Sie mir nicht vorgestellt — ein wenig bleicher und —“

Den Mund zum Gruß ein wenig mehr zusammenziehend, knixte sie sich bei diesen Worten, indem sie sich ein wenig vornüberbeugte, in das Wohnzimmer hinein.

Das Fräulein schien die freundlicheren Präliminarien zu verschmähen; sie sah sich schweigend um und behielt sich ihre eigene Meinung vor.

„Nun, hier auf dem Lande wohnt man auf alle Fälle geräumig!“ war das Resultat ihrer Betrachtungen. „Man merkt sofort, daß man in ein anderes, unschuldigeres Zeitalter eingetreten ist, wo man noch Birkenholz brennt anstatt Coaks und Kohlen.“

„Wie können Sie sich aber eine Vorstellung von unserer Minka gebildet haben?“ rief die Doktorin aus.

Fräulein Feiring zwinkerte und lächelte dem jungen Mädchen zu:

„Ich kenne sie eigentlich durch und durch. Ihr Sohn — der Bestimmung nach soll er ja Philolog werden — hat mir so viel von seiner Schwester erzählt. Er versteht sie so voll und ganz.“

Minka machte sich, immer mehr errötend und immer geschäftiger werdend, in der Ofenwärme zu thun.

„So? Sie kennen also unseren Sohn Endre — vielleicht sogar ganz gut?“ fragte die Doktorin vorsichtig.

„Mein Gott, welch ein geistreicher Mensch! Und wie herrlich er singt! Ich habe ihn in dem letzten halben Jahr beinahe jeden Tag zusammen mit dem Sänger Figer getroffen. Wenn der vom Gesang spricht, so kann man nie genug hören, Frau Doktor. Auch in Bezug auf die Kunst ist eine ganz neue Zeit angebrochen; es handelt sich darum, daß der Eindruck lebendig gemacht werden soll, um der Persönlichkeit dramatisch einverleibt zu werden.“

Die Doktorin sah verbös aus und schaute unruhig nach dem Studierzimmer hinüber, aus dem sie ihren Mann jeden Augenblick erwartete.

„Ein Duett von ihm und Figer, der eine Tenor und der andre Bass, das ist ein Gemuß, der jeder Schilderung spottet, und sie üben stets neue Sachen ein.“

„Dirfte ich bitten, mein Fräulein — ich fürchte, das Essen möchte kalt werden.“ rief die Doktorin beinahe hastig aus.

„Danke, danke schön! Und Figer und er sind ungetrennlich, stets sieht man sie zusammen.“

„Aber jetzt müssen Sie wirklich kommen und essen —“

„Und der sollte kein Künstler werden! Sein ganzes Naturell atmet etwas so Großes, Warmes, daß man nicht irren kann. Ich versichere Sie, Figer ist nicht der einzige, der das glaubt.“

Während das Fräulein die guten Speisen genoß, die man für sie zurückgestellt hatte, fuhr sie, ohne sich im geringsten um die ablenkenden Unterbrechungen zu bekümmern, ungestört fort, sich mit dem größten Eifer über dasselbe kitzlige Thema zu unterhalten.

„Nun, wie denken Sie denn über uns hier — ich hätte beinahe gesagt, hier auf dem Lande?“ begann Kjøl die Unterhaltung, als seine Mutter das Zimmer einen Augenblick verlassen hatte.

„Ich glaube wirklich, Sie wollten mich auch fragen, wie mir die Fischköße gefielen!“ lacht sie.

„Die Fleischköße. — wenn ich bitten darf.“

„Ja, ja, die Fleischköße, — hier auf dem Lande muß man sich in erster Linie dem Studium der materiellen Genüsse widmen. Und Krammetsvögel in Gelee.“ sie sah mit einem mitleidigen Blick erst zu der Schüssel, dann zu der Thür hinüber, durch die die Doktorin verschwunden war. „Wenn ich an all die Mühe denke“ — sie hob einen Krammetsvogel mit der Gabel auf ihren Teller hinüber — „so ein Gericht holt man in der Stadt von einem Restaurateur, wenn man Arbeit darauf hat. Das ist all das Nachdenken und all die Arbeit nicht wert, die uns so etwas verursacht. — Ah.“ wandte sie sich plötzlich von Kjøl zu Minka, „ich fühlte es gleich bei dem

ersten Tunnel, durch den wir mit der Eisenbahn kamen, daß es jetzt in die Höhle hinein ging, wo alles nach Essen und Sorge um des Leibes Nahrung riecht.“

„Also haben das gnädige Fräulein bei der Fahrt aufs Land ja höchst angenehme Empfindungen gehabt.“ entgegnete Kjøl, sich überlegen in seinen Stuhl zurücklehrend.

„Und als ich dann von der Eisenbahn direkt in eine Wolfspeitzschlittendecke gepackt wurde, hatte ich ein Gefühl, als müsse mich dies alles verschlingen. Ich wagte anfänglich nicht einmal, das Pelzwerk zu berühren; ich meinte, es müsse ein wirklicher Wolf sein.“

„Ganz pikant.“ meinte Kjøl und zog eine elegant angebräunte Meerischaum-Cigarrenpfeife aus der Westentasche.

„So ein zum Tode Verurteilter wird abgestumpft, wissen Sie. Bei all dem grauen Schneetreiben, das mir von den bewaldeten Hügeln entgegenwehte, und dem endlosen, melancholischen, weißen Fluß, an dem ich entlang fuhr und fuhr, sah ich schließlich so gemächlich halb schläfrig da und bildete mir ein, daß ich hinterherseheite und erföre, bis ich einstmals wieder im Himmereich bei meinen Freunden in der Hauptstadt erwachte.“

„Nun ja, Sie müssen sich aber auch nicht allzu übertriebene Vorstellungen von der Unschuld unsres ländlichen Daseins machen.“ bemerkte Kjøl. „Wir sind denn doch auch nicht von gestern. Sie können mir glauben, so ein Holzgeschäft, wo es sich oft um ein ganzes Vermögen handelt, das regt auf. Ja, die Summen will ich gar nicht nennen, Sie würden vielleicht auf den Rücken fallen, gnädiges Fräulein. Und was das Leben und Treiben so ganz im Privaten anlangt, so sind wir durchaus nicht hinter unsrer Zeit zurückgeblieben. Und in Bezug auf mich selber — ja, leider Gottes — nun ja, von so etwas reden wir in der Familie nicht.“

Minka sah den Bruder mit weit aufgerissenen Augen an. In ihrem Blick lag die unverkennbare Ansicht, daß er ein Tölpel und Wichtigthuer sei. „Aber Sie brauchen wohl auch nicht immer hier zu bleiben.“ tröstete sie gutmütig.

„Ich versichere Sie, es war mir, als wenn sich mir das Herz zusammenschnürte, und hätte ich nicht die Korrektur eines entzückenden kleinen Artikels für das „Zwanzigste Jahrhundert“ zu lesen gehabt — das war ein letzter Sonnenstrahl aus der Hauptstadt, an dem ich meine erstarrten Hände wärmen konnte.“

Sie richtete ihre Worte noch immer an Minka als die einzige, von der sie Verständnis erwarten konnte.

„Er hatte einen so einnehmenden Titel —“

Sie sagte das so leicht hin, während Frau Vaarvig eintrat, und sah gleichgültig zum Fenster hinaus. „Können Sie den Titel wohl erraten?“

Minka erblickte und sah sich hastig um, wer im Zimmer sei.

„Das Erwachen der Frau.“ — Die Redaktion war sich ganz einig darüber, daß der gedruckt werden müsse.“

Minka sah sie bebend an; der kalte Schweiß trat ihr auf die Stirn.

„Es garte so eine herrliche Empörung darin. Und alle diese vorzüglichen Citate aus der Geschichte! — Nein, aber besten Dank, Frau Vaarvig, soll ich nun auch noch Eingemachtes und Kuchen haben? — Ich versichere Sie, sähe ich die Verfasserin, ich würde ihr die Hand reichen und sie so drücken, wie ich jetzt die Ihre drücke, Fräulein Minka.“ — sie hielt ihr die Hand hin und that, wie sie gesagt hatte — „und sie bitten, nur fortfahren zu schreiben, nur immer mehr zu liefern —“

Etwas in dem Ton der einen und in dem erglühenden Gesicht der andern erregte die Aufmerksamkeit der Doktorin; sie ließ ihren Blick mit einem gewissen prüfenden und forschenden Stupen langsam über die beiden hinschweifen. Als wolle sie etwas Feinliches herunterwürgen, sagte sie plötzlich mit Nachdruck:

„Nein, es ist keine leichte Aufgabe, die Sie da übernommen haben, Fräulein Feiring, zwei halb erwachsene Mädchen zu leiten und zu erziehen — eine große Aufgabe, so schwierig, wie die Zeiten jetzt für Eltern und für Kinder geworden sind!“

Fräulein Feiring setzte ihr frommstes Gesicht auf und machte ihren allerkleinsten Mund.

„Wenn die Eltern so lange an dem Alten festhalten, so geschieht das oft, weil sie fühlen, daß das Neue noch keinen rechten Halt gewonnen hat,“ fuhr Frau Vaarvig fort.

Fräulein Feiring warf der kleinen Frau einen forschenden Blick zu. Hier war sie wohl an die richtige ländliche Hausfrau mit soliden Schöffern und Gründen für ihre vernagelten Anschauungen geraten. Aber sie wich unwillkürlich zurück vor den festen, durchdringenden Augen.

„Es ist wohl nicht ganz so leicht,“ warf sie gleichgültig hin.

„Nein, es ist nicht leicht, das können Sie mir glauben. Eine Mutter hat heutzutage ihre eignen Gedanken, Fräulein Feiring.“

Der Doktor kam hastig herein. Er war von Patienten zurückgehalten worden.

„Guten Tag, Fräulein Feiring! Nun, sorgt man auch gut für Sie? Sie wollen also zu Voigt Preuß? — eine famose Schraube der, das können Sie mir glauben.“

„So, originell? — Das freut mich!“

„Er hat eine fixe Idee. Wenn Sie so recht voll und ganz daran glauben und ihn tüchtig ausfragen können, dann haben Sie ihn für sich gewonnen.“

„So? Wirklich? Ein Mann von Ideen?“

„Das heißt, er hat eine einzige Idee! Aber die beherrscht ihn gründlich. Er glaubt an Leichenverbrennung, schwärmt geradezu dafür. Im nächsten Jahre sollen wir sie ausschließlich benützen. Das hat er mich nun diese achtzehn Jahre, seit ich hier wohne, versichert.“

„Ah!“

„Sonst ist er ein biederer Mann, altmodisch, konservativ wie ein Stamm, legt sich aber keinen Zwang auf. Bekommt einen Husten, sobald er aus dem Dunst der Stadt und allen den schlechten Anschauungen, die dort herrschen, heimkehrt, und braucht, wie er selber sagt, eine ganze Woche, um sie wieder herauszuhusten.“

„Da muß ich aber doch protestieren, Herr Doktor, daß die Luft, die mit Interessen angefüllt ist, weniger rein sein sollte als die, welche ohne Interessen ist.“

„Kommt ganz darauf an, welcher Art diese Interessen sind, Fräulein Feiring, kommt ganz darauf an. Da unten in den Städten steigt wahrlich ein schlimmer Dunst auf von alledem, was sie unter die Maschinen feuern, in jederlei Verstand.“

„Da ist nun zum Beispiel das Interesse für eine Welt erweckt, die kein Brennmaterial hat,“ warf sie spitz hin, „und für die man dort ein offenes Auge bekommen hat — für das Proletariat, meine ich.“

„Sie meinen die Welt, die die ganze menschliche Gesellschaft als Brennmaterial aufs Feuer werfen will,“ wehrte der Doktor ab.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die katholische Heiligsprechung.

Zeitungsmeldung: Rom, 6. Januar. Der Papst verkündete heute mittag im Saale des Konfistoriums die Heiligsprechung der ungarischen Märtyrer Marins Grifino, Stefan Ponczac und Melchior Grodeck und gleichzeitig einen Erlass, durch den der Heldenmuth und die Tugenden der Jungfrau von Orleans anerkannt werden.

Angesichts der fortschreitenden Befreiung immer breiterer Massen von der kirchlichen Denkweise hat das Papsttum in den letzten Zeiten Wert darauf gelegt, durch die eine oder die andre Seligs- oder Heiligsprechung seinem mystischen Heiligen- und Wunderglauben entschieden Ausdruck zu geben. Bei Pius IX. und Leo XIII. war dies der Fall, und Pius X. ist gegenwärtig dabei, die Seligsprechung derselben Jeanne d'Arc, eben jener Jungfrau von Orleans zu betreiben, die der Generalvikar der französischen Inquisition und die Theologen der Pariser Sorbonne 1431 wegen Zauberei und Hexerei zum Feuerstode verdammt.

Der katholische Heiligentum beruht auf der Annahme, daß die für „heilig“ Erklärten im Jenseits durch ihre besondere Fürbitte die Menschen hienieden unterstützen. Die Heiligen werden in solche höherer und niedriger Ordnung eingeteilt. Neben ihnen giebt es dann noch „Selige“. Die Seligsprechung oder Beatifikation ist die vom Papste vorläufig gegebene Erklärung, „daß jemand um seiner besonderen heroischen Tugenden und der durch ihn gewirkten Wunder willen für selig gehalten und als solcher öffentlich angerechnet und zum Gegenstande einer besonderen Verehrung

gemacht werden dürfe oder solle“. Zum Unterschiede von der Beatifikation besteht die Kanonisation, die Heiligsprechung, in dem endgültigen Ausspruch des Papstes, daß jemand in den Kanon der Heiligen förmlich aufzunehmen und demzufolge in der ganzen Kirche zu verehren und anzurufen sei. Die Seligsprechung erfolgt nur für einen Teil der Kirche, eine Diözese, ein Land oder einen Orden. Sie geht jetzt immer der Heiligsprechung voraus. Der zu Beatifizierende soll durch mindestens zwei „Wunder“ vom Himmel beglaubigt sein. Nach Benedict XIV. pflegt man diese in solche supra, contra et praeter naturam zu unterscheiden, sofern sie ganz außerhalb des Rahmens alles Natürlichen liegen, oder der Natur zuwiderlaufen, oder das Maß des Natürlichen bloß überschreiten. Es genügt nun, wenn zwei „Wunder“ der beiden letzten Klassen vorliegen, wie z. B. die augenblickliche Heilung von Krankheiten u. a., also im Grunde Vorgänge, denen die medizinische Wissenschaft längst alles „Wunderbare“ abgestreift hat.

Zur Heiligsprechung soll nach der Beatifikation erst dann geschritten werden, wenn sich mindestens zwei weitere „Wunder“ eingestellt haben. Die Heiligenverehrung unterscheidet sich von der der Seligen nach kirchlicher Auffassung wesentlich. Die letzteren dürfen nur an Orten verehrt werden, für die ihr Kult ausdrücklich gestattet ist. Dieser kann nur soweit gehen, als alles Herkommen es mit sich bringt oder ein päpstliches Duldungsschreiben es bestimmt. Ohne Genehmigung des römischen Stuhles dürfen Bildnisse der Beatifizierten in den Kirchen nicht angebracht oder über den Altären aufgehängt, ihre Reliquien nicht in Prozessionen herumgetragen und ihre Namen nur in die Kalenderverzeichnisse derjenigen Orte oder Klassen von Personen aufgenommen werden, für welche die Verehrung gestattet ist. Eine bestimmten Orten oder Personen erteilte Erlaubnis kann auf andre Orte oder Personen nicht übertragen werden. Demgegenüber werden die eigentlichen Heiligen in der ganzen Kirche gleichmäßig verehrt und in den öffentlichen Kirchengebeten sowie bei der Messe angerufen. Es dürfen Kirchen und Altäre zu ihren Ehren errichtet, ihre Bildnisse mit einem Schmuck oder einer Krone sowie ihre Reliquien öffentlich zur Verehrung ausgestellt werden. Außerdem pflegt man besondere Feste zu ihren Ehren zu begehen.

Früher ruhten Beatifikation und Kanonisation in den Händen der Bischöfe; bei der Heiligsprechung scheint jedoch die Zustimmung eines Konzils erforderlich gewesen zu sein. Eigentlich päpstliche Kanonisationen lassen sich vor dem Ende des 10. Jahrhunderts nicht nachweisen. Die erste dieser Art scheint die des Bischofs Ulrich von Augsburg gewesen zu sein, die 933 auf dem Konzil vom Lateran durch Papst Johann XV. ausgesprochen ward. Von da an mehrten sich die durch Päpste vollzogenen Heiligsprechungen, doch waren auch sie zunächst noch an die Zustimmung der Konzilien gebunden. Dagegen dauerte die Beatifikation durch die Bischöfe fort; sie war ein beliebtes und meist sicher wirkendes Mittel, zumal um neugegründete Bischofsstühle emporzubringen. Dies war z. B. mit dem von Bamberg der Fall, wo man den Stifter, Kaiser Heinrich II., und seine Gemahlin Kunigunde bald als Selige und Heilige verehrte. Estandalöse Mißstände waren bei dieser Praxis natürlich unausbleiblich. Unter Papst Alexander III. ereignete es sich sogar, daß die Mönche eines Klosters in der Diözese Lüttich einen im Zustande der Trunkenheit von zweien der ihrigen erschlagenen Prälaten als Heiligen verehrten. Demgegenüber stellte der Papst in einem Befehl vom Jahre 1170 den Grundsatz auf, „daß ohne Genehmigung der römischen Kirche niemand als Heiliger verehrt werden dürfe“. Damit war in dem Streben des mittelalterlichen Papsttums nach der Unversakmonarchie den Bischöfen ein wesentliches ökonomisches Machtmittel entwunden und in die Hände der Kurie gespielt. Es kam zwar auch später noch vor, daß einzelne Personen in den Diözesen zur Verehrung gelangten. Die Päpste nahmen jedoch in der Folge Beatifikation wie Kanonisation als ein ausschließliches Reservatrecht des römischen Stuhles in Anspruch, bis Urban VIII. im Jahre 1624 jede Erteilung der Beatifikation anders als durch den Papst bei schwerer Kirchenstrafe verbot.

Die Prozesse der Seligs- und Heiligsprechung sind in ihren Formalien sehr langwierige. Zunächst hat der Bischof der in Betracht kommenden Diözese förmlich festzustellen, daß der zu Beatifizierende tatsächlich in weiten Kreisen der Gläubigen im Ause der Heiligkeit und der Wunderkraft gestanden habe; ferner daß ihm im Widerspruch zum Dekret Urbans VIII. noch keinerlei öffentliche Verehrung in der Kirche zu teil geworden. Die hierüber ausfertigten Akten gehen an die römische Nitenkongregation zur Prüfung. Hat der zu Beatifizierende Schriften irgend welcher Art hinterlassen, so ist nach vollzogener Prüfung der Akten der Nachweis zu erbringen, daß jene Schriften nichts dem Glauben Anstößiges enthalten. Daraufhin fällt dann die Kongregation ihren Ausspruch und nur erst wird die Angelegenheit beim päpstlichen Stuhl selber anhängig, wenn nämlich der Papst durch die sogenannte Signatura commissionis der Nitenkongregation die förmliche Ermächtigung erteilt, einen Prozeß in der Angelegenheit zu eröffnen. Die Signatur soll nicht vor Ablauf von 10 Jahren nach Beginn des ganzen Verfahrens erfolgen, es sei denn, daß der Papst von dieser Bestimmung dispensiert. Es tritt nunmehr ein Bischofsgericht zusammen, das nochmals die Vorfrage des Wandels und des öffentlichen Rufes des zu Beatifizierenden eingehend prüft. Der Nachweis vor demselben wird durch Zeugen, Geschichtsschreiber und Urkunden, wie Schenkungen, Notizbücher u. dergl. geführt. An Zeugen werden stets 6–8 erfordert. Auch die hierüber ausfertigten Akten gehen an die Niten-

longregation, um durch eigens delegierte Richter wiederum geprüft zu werden. Daraus wird in die Kritik des Thafachenmaterials eingetreten, mit der man sich freilich schneller abzufinden weiß. Auch diesmal wird der Nachweis in der Hauptsache durch die Aussagen von Zeugen geführt, für deren Vernehmung die Grundsätze des Kriminalverfahrens Anwendung finden. Soweit es sich um „wunderbare“ Vorgänge handelt, soll das Urteil wissenschaftlicher Autoritäten eingeholt werden; wenn ein solches nicht zu erlangen ist, kann jedoch auf päpstlichen Dispens davon Umgang genommen werden. Hat die Kongregation die neuen Akten auf die formelle Richtigkeit des Verfahrens hin geprüft, so wird in die Erörterung ihres Inhalts eingetreten. Zwischen dieser und der Prüfung der Akten soll ein Zeitraum von fünfzig Jahren liegen, doch kann der Papst auch von der Einhaltung dieser Bestimmung dispensieren. Die Erörterung geschieht in drei Kongregationen. Endlich findet eine General-Kongregation statt, die das Urteil fällt. Der Papst pflegt dasselbe anzuhören und sich den endgültigen Entscheid vorzubehalten. Dieser erfolgt in Form eines päpstlichen Dekretes, worauf noch eine zweite General-Kongregation sich mit der Frage beschäftigt, ob nun ohne Bedenken zur Publikation der Seligsprechung geschritten werden könne. Jetzt erst wird der Tag für den öffentlichen Akt festgesetzt.

Die Weisheit des Verfahrens, das das Schwergewicht auf den öffentlichen Akt des zu Beatifizierenden legt, findet seine Erklärung in dem Umfange, daß die Seligsprechung als auf das engste mit der kirchlichen Doktrin, der Frage der Rechtgläubigkeit zusammenhängend betrachtet wird. Soll später der Beatifizierte heilig gesprochen werden, so erfordert dies ein nochmaliges Verfahren betreffs der inzwischen produzierten „Wunder“, über die ein neues Dekret verfaßt werden muß. Ein eigens dazu bestellter Anwalt hat alle etwaigen Bedenken geltend zu machen, er führt daher den Namen advocatus diaboli, Advokat des Teufels.

Die Beatifikationsfeierlichkeit besteht in der Verlesung des über die Seligsprechung ausgestellten päpstlichen Breves, die in Anwesenheit der Kardinal- und Konfessoren der Kongregation, des Kardinal-Erzprieesters, der Kanoniker und Mönche der vatikanischen Kirche in dieser letzteren vollzogen wird; zugleich wird das verdeckt auf dem Altar liegende Bildnis des Seligsprochenen enthüllt und dreimal bräuchert, worauf ein feierliches Hochamt folgt. Die Seligsprechungen finden in der Basilika des Vatikans statt. Der Papst, die Kardinal- Bischöfe, Prälaten und die Beamten der Kurie wohnen der Feier bei. Nach zweimal vorgeblicher Aufforderung zur Kanonisation, die die Wichtigkeit des Aktes symbolisieren soll, thut der Papst erst bei der dritten seinen Ausspruch, in dem er „zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit, zur Verherrlichung des katholischen Glaubens und zur Förderung der christlichen Religion in der Gewalt unsres Herrn Jesu Christi, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und aus eigener Macht“ erklärt und verordnet, daß der Selige in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen werden solle.

In dem nachfolgenden Hochamt werden beim Offertorium noch eine Anzahl von Gaben dargebracht, denen man jetzt eine ausschließlich sinnbildliche Deutung unterlegt, die jedoch die ursprüngliche Bedeutung jenes Teiles der Messe noch deutlich erkennen lassen. So bringt der erste Kardinal zwei Wachskerzen, der erste Gesandte oder an seiner Stelle ein Kardinal eine Wachskerze und zwei lebende Turkeltauben in vergoldetem Bauer dar. Der zweite Kardinal opfert zwei große Brote, das eine vergoldet, das andre versilbert; der zweite Gesandte oder statt seiner wieder ein Kardinal eine Wachskerze und zwei weiße Turkeltauben in versilbertem Bauer. Der dritte Kardinal legt zwei Fäßchen Wein, das eine vergoldet, das andre versilbert, auf den Altar; der dritte Gesandte, bezw. ein Kardinal, eine Wachskerze, sowie ein buntbemaltes Bauer voll verschiedenartiger lebender Vögel.

In früheren Zeiten war die Feier der Kanonisation beträchtlich einfacher. Der Papst pflegte nach Absingung eines Hymnus das Wort zu ergreifen, um die Heiligkeit des zu Kanonisierenden zu preisen und den Tag, an dem sein Gedächtnis begangen werden sollte, zu bestimmen. Dagegen wurde häufig der Leichnam des Kanonisierten erhoben und öffentlich zur Verehrung ausgestellt. Heute geschieht dies nicht mehr. Dafür pflegt die Kanonisations-Bulle das Leben des neuen Heiligen und den Prozeß der Seligsprechung umständlich zu erzählen. —

H. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

ot. Bei den Tanten. „Na, Martha, endlich! Ich dachte schon, Du kämst wieder nicht.“

Frau Emmy hatte selbst geöffnet, sie nahm die Cousine gleich am Arm und zog sie beinahe stürmisch in den Korridor hinein.

Martha lachte: „Ich werde nicht kommen, wenn Tante Marie hier ist, so oft fährt doch die nicht von Dresden nach Berlin.“

„Nicht wahr? Und auf ihre alten Tage. Nun zieh Dich aber rasch aus, wir warten schon alle.“

„Alle? Ja, hör mal, Du hast wohl große Gesellschaft?“

Mit einem bestürzten Blick maß Martha die elegante Toilette der jungen Frau, irisblaue Seide mit breitem Cremespitzenbesatz. „Du schreibst doch nur von einem kleinen verwandtschaftlichen Kaffee.“

„Na weiter ist doch auch nichts. Tante Käthe ist da und Tante Liese mit ihrer Lotte, und Tante Hedwig und — na und überhaupt

die ganze poopflige Verwandtschaft.“ Sie schloß mit einem hellen Lachen und trat vor den Spiegel, um ihren breiten Sammetgürtel noch tiefer zu schieben.

„Ist Dir wohl nicht recht?“ fragte sie dann plötzlich; sie hatte ein Juden in Marthas Gesicht gesehen: „Komme nur, komme, Du brauchst Dich ja nicht zu genieren.“

„Genieren? Ich? Warum denn?“ Marthas Augen öffneten sich verwundert.

„Na ich dachte . . .“ Ein rascher Blick streifte ihr schlichtes, schwarzes Wollkleid — „ach komme nur.“ Ohne noch eine Erwiderung abzuwarten, schob sie die Cousine nach vorn in den Salon.

An der Gastrone brannten alle fünf Flammen, im blendenden Glanz lag die „gute Stube“ da.

Es blendete überhaupt alles hier; die weiße Tafel, das weiße Porzellan und die schweren Seidenkleider der Damen, die von Spitzen und Juwelen strohten. Und mitten in all dem blendenden Glanz stand Martha in ihrem schmutzigen Wollkleide, wie ein dunkler Fleck.

Sie kam sich aber gar nicht „legig“ vor. Sie trat an den Tisch, nickte hier und gab da die Hand. „Ach Tante Liese“ — „Tag Lotte“ — und trat dann zu der alten Dame auf dem Sopha: „Tante Marie, wie ich mich freue, Dich einmal wiederzusehen.“

„Also das ist Martha!“ sagte die alte Dame und maß sie durch ihr Stiel-Voragnon von oben bis unten. „Du bist nicht gerade häßlich geworden.“

„Hübsch aber gerade auch nicht.“ Martha lachte, aber ihr Lachen klang plötzlich gekünstelt. Mit hastigem Dank nahm sie die Kaffeetasse, die Emmy ihr bot.

„Sie schlächtet nach ihrer Mutter,“ sagte Tante Hedwig, „die Durckerts waren alle nicht hübsch.“

„Gutmütige Durchschnittsgesichter,“ bestätigte Tante Marie mit einem gravitätischen Nicken: „Na Deine Eltern sind nun auch tot, Martha.“

„Ja wohl, Tante Marie, seit drei Jahren.“ Martha hielt die Augen gesenkt.

„Es ist recht traurig, daß sie ihr nichts hinterlassen haben,“ bemerkte Tante Hedwig zu Tante Marie.

„Gar nichts?“ Tante Marie schlug die Hände zusammen.

„Gott Tante, was ich danach frage.“ Martha richtete sich auf:

„Ich verdiene, was ich brauche, und überhaupt die schönen Bücher und Sammlungen, die Papa gekauft hat und . . .“

„Ja wohl, Bücher und Sammlungen . . .“ Tante Liese nickte, sie lächelte mit heruntergezogenen Mundwinkeln: „Gott, daß ein Lehrer nicht viel sparen kann, weiß man ja; aber dann noch Bücher und Zeichenmappen kaufen . . . da hätte er doch lieber das Geld hinlegen sollen, dann hättest Du wenigstens tausend Mark gehabt, für die alten Scharieten bekommst Du das noch gar nicht mal wieder.“

„Will ich auch gar nicht. Was denkt Ihr denn? Die alten Scharieten sind mir unbezahlbar, wie kann ich die für meine Arbeiten und Studien gebrauchen.“

„Martha schreibt nämlich für Zeitungen,“ erzählte Emmy.

„Ja sie verfaßt Schriften,“ setzte Tante Hedwig hinzu.

„Ach was,“ sagte Tante Marie.

„Ich übersehe Englisch und Französisch, Tante,“ erklärte Martha, „und jetzt schreibe ich auch Kunstberichte.“

„Da kommst Du wohl mit sehr vielen Herren zusammen?“ fragte Tante Liese spitzig.

„Ja, das ist wohl nicht zu vermeiden, Tante.“ In Marthas Augen blühte es ironisch.

„Ist Dir denn das nicht furchtbar genant? Da würde sich meine Lotte genieren.“

„Dann geniert sie sich wohl auch auf Wällen und Kränzchen?“

„Aber erlaub' mal, das ist doch ganz etwas andres, da bin ich doch dann auch immer dabei.“

„Das zu vergleichen,“ entrüstete sich Tante Käthe, „nein Martha, Du hast wirklich Anfichten.“

„Dies haben alle die, die Schriften verfassen,“ nickte Tante Hedwig.

„Du müchtest heiraten, Martha,“ entschied Tante Marie, „Du müchtest wirklich heiraten.“

„Nun Tante, vielleicht macht es sich noch; ich habe aber vorläufig noch keine Lust.“

„Und wohl auch keinen Mann dazu?“ fragte Tante Liesens Lotte.

„Ja, der war da gewesen,“ schrie Emmy; „der lange Braumeister Peter hat sie haben wollen.“

„Aber Emmy,“ Martha fuhr auf. Die junge Frau ließ sich inbessern nicht beirren: „Gewiß hat er Dich haben wollen, Martha! 'n Mann mit Geld, der heut 'ne eigne Brauerei hat, und da sagt das dumme Schaf nein!“

„Aber Emmy, das gehört doch hier nicht her.“ Marthas Stimme zitterte. „Ich hab Dir gesagt, daß ich ihn hochschätze, aber wir passen nicht zusammen.“

„Mit 'nem Mann, der Geld hat, paßt man immer zusammen,“ warf Tante Käthe ein.

„Und das war also wirklich ernsthaft?“ Tante Marie schüttelte den Kopf: „Das ist unverzeihlich, liebe Martha, könnte man es nicht wieder zusammen bringen?“

„Er nimmt Dich heute noch,“ rief Emmy. „Na, Martha, überlege, dann hast Du Deine Villa, Deinen Wagen und schöne Toiletten.“

„Na, Du hältst wohl nicht viel auf Toiletten?“ fragte Tante Marie und sah wieder durch ihr Stiehlornon.

„Ach Tante, warum nicht?“ Martha erröthete von neuem.

„Na, ich dachte nur . . .“ sagte Tante Marie. „Die emancipierten Damen halten doch niemals auf Toiletten.“

„Weil sie gewöhnlich kein Geld dazu haben,“ meinte Tante Hedwig spöttisch.

„Ein feines Kleid kannst Du Dir wohl nicht kaufen bei Deiner Arbeit?“ fragte Tante Marie. „Das ist doch traurig, Marthchen.“

„Und wenn ich mir eines kaufen könnte, werde ichs jedenfalls nicht zum Kaffee anziehen und zu einem kleinen „Tantenkaffee“ aufgedonnert kommen wie ein — Pfingstschaf.“

Vielleicht wußte Martha selber nicht, woher sie den Mut zu solcher Antwort hatte, sie hatte ihn aber. Und ehe noch einer ein Wort der Erwiderung gefunden, war sie mit einer raschen Verbeugung hinaus.

Fünf Minuten Pause und starre Gesichter. Dann rief Frau Emmy: „Was habe ich gesagt? So ist diese Marthal! Man kann nicht mit ihr auskommen. Es ist eine unausstehliche Person.“

Aus dem Tierleben.

— Das Tauchen und Schlafen der Wale. Wir lesen im „Prometheus“: Walffischfängern und Naturforschern ist der Glaube gemeinsam, daß die Wale, wenn sie tauchen, zu enormen Tiefen hinabsinken. Dr. W. Küntenthal, einer der namhaftesten Walforscher unsrer Zeit, hat z. B. die Tiefe, in welche die größeren Glieder dieser Gruppe hinabtauchen auf etwa 1000 Yards geschätzt, obwohl die Grundlagen für solche Annahme sehr unsicher sind. In dem Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Belgischen Südpol-Expedition von 1897/99 diskutiert Dr. Macovika jenen Glauben und stellt Küntenthals Ansicht die eigene Schätzung gegenüber, daß jene Tiefe statt 1000 wohl nur 100 Yards betragen dürfte. Die meisten Arten von Walen würden auch diese Tiefe kaum erreichen, und man darf zunächst fragen, was sie in so großen Tiefen zu suchen hätten. Alle Wale tauchen zum Zwecke der Futtergewinnung, und in der tiefen Dunkelheit, in die sie bei fast 3000 Fuß gelangen, würden die meisten von ihnen kein für sie geeignetes Futter mehr finden. Diejenigen Arten, welche von kleineren Tieren leben, könnten vielleicht dort noch Nahrung antreffen, aber solche, die von Fischen und Kopffühlern leben, würden dort ihre Rechnung nicht mehr finden, selbst wenn man die leuchtenden Fische und Cephalopoden in Anschlag bringen wollte, die aber erst in noch größeren Tiefen häufiger werden. Aber gegen die Auffassung solcher Tiefen spricht auch der dort herrschende große Druck. Es ist bekannt, daß schon ein Druck, der über drei Atmosphären hinausgeht, dem menschlichen Leben gefährlich wird, und wenn wir auch annehmen wollten, daß Walfische, die doch zu den heißblütigsten Tieren gehören, noch einen dreimal größeren Druck, also von neun Atmosphären, zu ertragen vermöchten, so tritt ein solcher doch bereits bei ungefähr neunzig Yards Tiefe ein, und es ist sehr fraglich, ob sie den zehnfachen Druck (90 Atmosphären) bei der Tiefe von annähernd 1000 Yards ertragen würden. Und ebenso muß bezweifelt werden, ob ein Walförper, der doch nur um ein geringes spezifisch schwerer ist als Seewasser bei gewöhnlichem Druck, eine solche Muskelkraft ausüben kann, um seinen Körper in 1000 Yards Tiefe zu schweben.

Auch die verbreitete Annahme, daß die Wale nicht schlafen, bedarf der Erwägung. Als Beweis für ihr stetes Wachen hat man angeführt, daß die Wale manchmal Seeschiffe tagelang folgen, was sie doch nicht könnten, wenn sie inzwischen schlafen müßten. Auch ist darauf hingewiesen worden, daß man nur selten Wale an der Oberfläche bewegungslos treiben sieht. Andererseits ist aber auch mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß Tiere mit so hoch entwickelter Gehirn-thätigkeit doch schwerlich des Schlafes ganz entbehren könnten, zumal man doch weiß, daß selbst die Fische schlafen. Es giebt also hier noch mancherlei Dunkelheiten in der Lebensweise dieser großen Seefangtiere.

Technisches.

em. Dampfbadekabinett zum Zusammenlegen. Die heißen Luft- und Dampfbäder erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Zweifelsohne würden auch die russischen oder türkischen Bäder noch vielmehr Anwendung finden, wenn man dazu recht gute Einrichtungen hätte. Diesem Bedürfnis sucht nun das zusammenklappbare Badekabinett zu genügen. Die Vorrichtung besteht aus einem Rahmen von galvanisiertem Stahl, der in zweckentsprechender Weise mit Gummibändern bezogen und auch mit einer verschleißbaren Gummidecke versehen ist. Bis auf welche geringe Dimensionen man diese praktische Neuheit zusammenlegen kann, geht am besten daraus hervor, daß ein solches Kabinett im zusammengeklappten Zustande ein kleines Paket von nur 1,10 Meter Länge, 75 Centimeter Breite und 5 Centimeter Stärke bildet. Selbst ein Kind ist in der Lage, das Badekabinett durch entsprechendes Aufklappen der einzelnen Teile schnell herzustellen. In den so geschaffenen, nach allen Seiten hin abgeschlossenen Raum wird nun ein Stuhl gestellt, auf den sich der das Dampfbad Nehmende setzt. Unter den Stuhl bringt man vorher die zum Bade gehörige Heizvorrichtung, welche die Entwicklung des erforderlichen Dampfes bewirkt. Das Bad ist nun

vollkommen gebrauchsfähig und man hat nur nötig, nach dem man auf dem Stuhl Platz genommen hat, die vordere Seite des Kabinetts zu schließen. Ein kleiner Spiritusapparat vermag das Kabinett in fünf Minuten für ein heißes Luftbad geeignet zu machen; in sieben Minuten ist genügend Dampf für ein Dampfbad entwickelt. Mit einem solchen zusammenlegbaren Badekabinett lassen sich auch Schwefel-, Salz- und ähnliche Bäder leicht verabreichen. Wünscht man Gesichtsbäder zu nehmen, dann bringt man auf die Dede des Badekabinetts über den Kopf des Badenden einen Gesichtsdampfer. Dies ist ein oben geschlossener Zylinder, der mit einem Mundstück zum Einatmen der Außenluft versehen ist, während die im Innern aufsteigende heiße Luft oder der emporsteigende Dampf die gewünschte heilsame Wirkung auf die Gesichtshaut ausüben. Der aus vier Klappen bestehende Deckel des zusammenlegbaren Badekabinetts ist so eingerichtet, daß er bei Vollbädern oberhalb der Schultern des Badenden geschlossen wird, während er, sobald halbe Körperbäder gewünscht werden, ebenso leicht und gut an der Taille geschlossen werden kann. Die Kosten für Brennstoffverbrauch stellen sich für ein gewöhnliches heißes Luft- oder ein Dampfbad auf ungefähr zehn Pfennig. Das zusammenklappbare Badekabinett hat den großen Vorteil, daß es während des Nichtgebrauches fast keinen Raum einnimmt und daß man es sogar auf Reisen leicht mit sich führen kann.

Humoristisches.

— Die Frau des Sittlichkeitsapostels. „Aber das sag' ich Dir, Mann: allein gehst Du nicht in die „Salome“! Sonst glaubt Dir ja auch kein Mensch, daß Du es aus Ent-rüstung thust!“

— Kathederblüte eines Professors der Technil. „Ja, meine Herren, die Parabel ist eben für manchen das Mädchen für alles!“

— Erziehung. „Jeh' ist dös Schweindl scho wieder 's Kraut mit die Finger! — Wie oft muß i Dir noch sag'n, daß ma 's G'mias mit 'm Messer isst!“ (Jugend.)

Notizen.

— Beschlagnahme wurden dem „Leipziger Magazin-Verlag“ die Vorräte von Camille Lemonniers Roman „Die Liebe im Menschen“. Das Werk war nur für Subskribenten gedruckt worden.

— Ein noch nicht aufgeführtes Lustspiel von Diderot: „Ist es gut, oder ist es schlecht?“ wird nächstens in einer Separatvorstellung des Pariser Odeon-Theaters aufgeführt werden.

— Ein neuer Parsifal-Darsteller für Bayreuth wurde in dem Karlsruher Hofopernsänger Fritz Rémond gewonnen.

— Der Glödenghuz zu Groningen, eine dreitägige Oper von Roberto Catolla, hatte bei der Erstaufführung am Stettiner Stadttheater einen starken äußeren Erfolg.

— Eine Ausstellung von Buchtiteln ist zur Zeit im Stuttgarter Landesgewerbe-Museum zu sehen. Emil Schöttle aus Stuttgart hat sie gesammelt; vom Jahre 1502 bis 1903 ist fast jedes Jahr mit einem Titel- oder Primblatt vertreten.

— Volkstümliche Hochschulkurse werden im laufenden Vierteljahre zum erstenmal in Nürnberg veranstaltet. Sechs Erlanger Professoren halten Vorträge aus dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften, der Philosophie, Geschichte und Medizin. Die Stadt giebt die Unterrichtsräume unentgeltlich her und trägt die Nebenkosten.

c. Nach einer Universitäts-Statistik, die die Regierung der Vereinigten Staaten veröffentlicht, besuchen 5408 Studenten die Harvard-Universität, 4296 die Universität von Chicago, 5352 die Universität Columbia; darauf folgen die Universitäten von Michigan, Kalifornien, Minnesota, Yale usw. In Harvard lehren 533 Professoren, in Columbia 504, an der John Hopkins-Universität 147, in Indiana 65.

— In Edmonton (Kanada) lieferte unlängst ein Pelzjäger die Felle von vier Schwarzfüchsen ein, die per Stück von 1500 bis 4000 Dollar geschätzt wurden.

— Der Forschungsreisende und Ethnologe Felix Kanitz ist, im 75. Lebensjahre, in Wien gestorben. Kanitz war Spezialist für die Ethnologie der slavischen Länder. Sein Hauptwerk „Donau-Bulgarien und der Balkan“ hat mehrere Auflagen erlebt.

— Wird er sich's hinter den Spiegel stecken? In Wien wurde dieser Tage ein Drama, „Der neue Tag“ von Franz Serbaes, dem Kunstkritiker der „Neuen freien Presse“, vorgelesen. Zum Schluß der Vorlesung erhielt jeder Zuhörer vier Censurcoupons: „Meisterhaft“, zur Aufführung dringend empfohlen, „Talentsprobe“, „Mittelmäßig“, „Verfehlt“. Als alle Stimmen abgegeben waren, und man das Resultat des Plebiszits erwartete, verkündete der Vortragsleiter, daß die Abstimmung vorderhand Geheimnis des Autors bleibe.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 10. Januar.